

Nr. 194. Bromberg, den 10. Oktober 1926.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

27. Fortsetzung.

Das Geschäft war geglückt. Zur Hälfte des Parikurses hatte Guy Rouse ein nominales Aktienkapital von zwei Milliarden Dollar unter schärfster Anspannung seines Kredites an sich gebracht. Die zweite Pressenotiz, verbunden mit seinem persönlichen Auftreten als Käufer, hatte Wunder gewirkt. Er überflog die Börsenberichte. Der Kurs mehr als sechzig. Schon jetzt ein Gewinn, der realisiert zweihundert Millionen Dollar bedeutete. Ein unbestimmtes Gefühl riet ihm zum Verkauf. Er fühlte instinktiv etwas Drohendes, was ihm stärkstes Unbehagen verursachte.

Heute abend noch eine neue Bearbeitung der Presse. Vielleicht, daß morgen der Kurs schon siebzig stand. Achthundert Millionen Dollar dann sein Vermögen. Die Zahl tanzte vor seinen Blicken. Er wischte mit der Hand über die Augen, als wollte er sie verscheuchen.

Mit einem energischen Ruck machte er sich frei von dem Phantom, nahm ein paar beruhigende Pulver. Er trat zum Fenster, riß es auf.

Der nächste Tag. Die Uhr von der Prinitychurch schlug die erste Mittagsstunde. Beginn der Börse!

Die lange, hagere Gestalt des Präsidenten der New Canal Cy. ragte weit über die anderen hinaus. Er wollte durch kleine Geschäfte hin und her den Markt in Kanalaktien beleben.

Die Minuten vergingen ... Die Märkte für die bevorzugten Aktien bildeten sich ... Die Aktien der New Canal Cy. zogen an ... Achtundsechzig Prozent ... Achtundsechzigeinhalb Prozent ... Achtundsechzigdreiviertel Prozent ...

Guy Rouse buchte jedes Prozent mit dem Betrage von zehn Millionen Dollar zu seinen Gunsten. Auf siebzig mußten sie kommen! Dann realisieren! Achthundert Millionen Dollar! ...

Da! Ein Schrei, der über das Summen der tausend Stimmen hinweggellte.

Riesenexplosion ... Kanalbett! Stärkste Erdbebenstöße quer über Isthmus ... Kanalufer türmen sich in die Höhe!

Ein unbeschreiblicher Tumult entstand. Man suchte den, der die Worte gerufen. Es war ein beamteter Telegraphist.

Hunderte drängten sich um die hohe Gestalt von Guy Rouse. Nur mit Mühe bewahrte er das kühle, gleichmäßige Gesicht.

Gestern ... Hätte ich verkauft! Die Stimme im Innern sprach recht. Jetzt! ... Alles verloren ... Ich fühle es.

Und dann sprach er laut: „Tatarennachricht! Börsenmanöver!“ Kalt und schneidend klang seine Stimme über die Köpfe der Umstehenden. „Meine Nachrichten von der Kanalverwaltung ... Nichts deutete darauf hin ...“

Noch ehe er den Satz vollendet, schrie es aus dem Nebensaal:

Die Explosionen gehen weiter. Alle Aufnahmestationen für den Fernseher zerstört!

Einen Augenblick Totenstille.

Die Aufnahmestationen standen auf den Uferhöhen. Das war Gewißheit. Ohne sich noch um Rouse zu kümmern, stürmte man die Maklerbänke. Kanalaktien abgeben! ... Zu jedem Preis! ... Die Deroute brach los.

Rouse schritt dem Ausgang zu. Er mußte sich den Weg bahnen, wo man ihm früher achtungsvoll, fast ehrfürchtig ausgewichen. Einige scheue Blicke streiften ihn. Da und dort reckten ein paar Fäuste sich ihm drohend entgegen. Noch ehe er den Ausgang erreicht, hörte er die Maklerstimmen Rousesche Kanalaktien anbieten.

Exekution! Wie ein Peitschenhieb traf ihn die Erkenntnis. Alles verloren! Die Schuldenlast das Vierfache seines Vermögens.

*

Das U-Boot im rasenden Golfstrom. Todesfahrt! Das winzige Boot ein Spielball des tobenden Elementes. Da plötzlich, wie wenn eine fremde Hand es mit gewaltiger Kraft gepackt, der Steven nach Nordost gezwungen, herausgerissen aus den wirbelnden Strudeln in ruhige See.

Sie waren aufgetaucht. Gerettet! Was keiner von allen noch zu hoffen gewagt, war doch noch geschehen. Sie alle hatten mit dem Leben Schluß gemacht, als das Steuerruder zerbrach. Die furchtbaren Wirbel hatten das Boot zeitweise in gewaltige Tiefen hinabgerissen.

Wieder über den Fluten. In langer, mühseliger Arbeit hatten sie das zerbrochene Ruder wieder instand gesetzt, hatten neuen Kurs auf Saltadera genommen.

Während die das Steuer flickten, saß Uhlenkort in der höchsten Mastspitze. Mit dem scharfen Glas spähten seine Augen über das Wasser. Den Isthmus selbst konnte er nicht sehen. Er sah nur die vorspringende Spitze von Florida im Nordwesten.

Das Meer zwischen ihr und ihm eine graue ruhige Fläche. Da! Von Süden her eine niedrige Wand, schneller und immer schneller bewegte sie sich auf die Halbinsel zu, bog um sie herum. Blaues Wasser! Das blaue Wasser des Golfstromes. Die blaue Wand weiter nach Norden rollend, weißes kräuselndes Kielwasser zu ihren Seiten.

Er riß die Mütze vom Kopf, schwenkte sie jubelnd in der Luft.

„Christie! Christie! Tredrup! Schaut hinüber. Der Golfstrom, er fließt wieder im alten Bett.“

Er stieg hinab. „Fertig das Steuer!“ rief ihm Tredrup entgegen. Und während das Steuer Süd zu Südwest gelegt und das Boot in Fahrt gebracht wurde, saß Uhlenkort an Christies Seite unter dem Sonnensegel. Mit überströmendem Herzen sprach er zu ihr. Sie lehnte sich an seine Brust, und ihr Ohr trank sich satt an dem Schönen, Guten, was er ihr zu erzählen wußte nach all dem Leid der letzten Wochen.

An der Boje von Saltadera machten sie fest, setzten im Boot zur Hütte über. Tredrup ging vor ihnen her, stieß die Tür zum Laboratorium auf. Einen Augenblick standen sie, die Augen noch vom Sonnenlicht geblendet, konnten im Dunkel des Gemaches nichts erkennen.

Tredrup drehte das Licht an. Der Raum war leer. Schon wollte Uhlenkort nach oben eilen, wo sich die Wohnräume befanden, da hielt ihn ein erstaunter Ruf Tredrups zurück.

„Hier der Apparat, der hier stand ... er ist weg! Auch der kleine hier von dem Tische ist fort. Er hat die Apparate mitgenommen!“

Uhlenkort stand stumm. Er kannte die Einrichtung des kleinen Laboratoriums. Die Apparate waren verschwunden zusammen mit ihrem Herrn. Verschwunden? Wohin? Sollte er nach Spitzbergen zurückgegangen sein?

Hatte er sich von einem vorüberfahrenden Schiff mitnehmen lassen?

Da kam Tredrup hereingestürzt. „Dein Flugschiff ist fort, die Halle ist leer!“

Sie standen sich gegenüber, sahen sich fragend an. Kein zurückgelassenes Zeichen, keine Spur . . .

*

Die Exekution an der Börse. Einen Augenblick nur, daß die hohe Gestalt schwankte, sich beugte unter dem Schlag. Rouse war durch die Tür des Börsensaales ins Freie geschritten.

Er stand in der Vollkraft seiner Jahre. Warum verzweifeln? Seine Arbeitskraft, seine Energie, ungebrochen durch den Schlag, den menschliche Erkenntnis nicht voraussehen konnte. Schon fing sein Geist an, von frischem zu arbeiten, neue Pläne zu schmieden.

Er kam in sein Haus. Der Weg in der frischen Luft hatte ihm die volle Spannkraft wiedergegeben. Guy Rouse, der Name sollte nicht verschwinden mit dem Kanal, den der Teufel geholt!

Die beiden Sekretäre konnten kaum dem folgen, was er ihnen von neuen Plänen sagte. Mit jedem Wort wuchs seine Zuversicht.

Ein kleines rotes Lämpchen an seinem Schreibtisch war aufgeglüht. Er ging darauf zu. Der Ticker schrieb. Es war die Chiffre, die er allein kannte. Er hob den schmalen Papierstreifen zum Gesicht, las. Und wie wenn seine Hände eine Stromleitung gefaßt hätten, klebten sie an dem Streifen:

„Christie Harlessen durch U-Boot unbekannter Herkunft befreit. Besatzung des Atolls gefangen weggeführt.“

Seine geballten Fäuste hoben sich über seinen Kopf, als wollten sie den zerschmettern, der das getan; fielen dann in furchtbarem Schlag auf den kleinen Tickerapparat, der klirrend in Trümmer ging.

Er war zusammengebrochen. Vergessen die Pläne zur Rettung, zum neuen Aufstieg. Er übergab alles einem Sachverwalter. Hinterließ Vollmacht für alles. Aus den Staaten fuhr er im Flugschiff nach Europa, zur Riviera, wo der letzte Anker lag, der ihn noch an die Erde band . . . Juanita.

*

Der Wipfel der Pinie bog sich unter den wütenden Stößen des Sturmes, der vom Isthmus her über die See brauste. Grelle Blitze, die aus der dunklen Wolkenwand im Westen aufzuckten, kündeten den nahen Orkan. Schwere Regentropfen fielen, trafen auch den, der dort unter dem Baume lag.

Er rührte sich nicht. Wie ein Toter lag er da.

Da war's wie schwerer Flügelschlag durch den brausenden Sturm.

Über die Hütte hinweg glitt es zu Boden neben den, der da am Boden lag. Sekundenlang traf das Mondlicht durch die jagenden Wolken hindurch die Erde.

Ein riesiger Vogel? — Ein Adler? — Ein gewaltiger Geier, der auf den letzten Atemzug einer Beute wartete? . . .

Der Liegende schien von Minute zu Minute schwächer zu atmen. Kaum, daß sich die Brust noch hob. Das Dunkle, Graue an seiner Seite, wie wartend auf den letzten Atemzug. Das durchbrechende Mondlicht traf sekundenlang das bleiche Gesicht eines Toten.

Das Dunkle, Graue senkte sich tiefer über ihn hinab, schien ihn ganz zu umgeben.

Ein schwerer Blitz, ein Flammenmeer die ganze Atmosphäre. Ein rasender Donner. Dann plötzlich Ruhe, als hätte eine übermächtige Gewalt in das Rasen der Elemente eingegriffen. Der Sturm war wie durch Zaubermacht gebändigt, ein leises Wehen.

Ein heller Schimmer am Osthimmel, den Anbruch des neuen Tages kündend. In grauem Zwielicht Luft . . . Meer . . . Erde. Der Schatten am Boden . . . klein, wie in sich zusammengekrochen . . . kleiner werdend . . . ein Schimmer nur noch . . . verschwindend.

Ein Zittern ging durch die Gestalt am Boden. Die Lippen bebten, sogen die Morgenluft ein. Wie aus Todesschlaf erwachend, hob sich seine Brust. Die Hände griffen nach hinten, der Körper hob sich.

Er stand auf, schaute um sich. Da brach er über die Kimme der See, der rote Feuerball der Sonne, und trieb die finsteren Gestalten der Nacht vor sich her in die Flucht.

Er stand, die Arme weit ausgebreitet, als wolle er die Siegerin empfangen. Er stand, harrte, bis sie dastand in strahlender Größe, die Sonne, Licht des Tages, Licht der Tat.

Die Tat! Vom Schicksal geboten. Er, der Diener. Die neue, noch größere Tat!

Die Gestalt stand hoch aufgerichtet, wie im Sonnenlicht. Das große, das ganze große Werk vor ihm. Seine Arme strafften sich. Ein streifendes Blitzen in seinen Augen. Er schaute auf seine rechte Hand.

Drei Ringe . . . wo gestern zwei!

Wo kam der dritte Ring her, aus dem die neue Kraft zu dem neueren, größeren Werk erwuchs?

Atlantis! Da war's, das Wort, das der Alte in Pankong Tzo ihm gesprochen. Das letzte große Ziel seines Lebens, bevor er einging ins letzte Paradies.

„Atlantis!“ Einst die Königin, die Herrscherin der Welt. Untergegangen durch Schicksalsspruch. Neu erstanden, erweckt zu neuem Leben für die Menschheit durch dich!

„Atlantis!“ Seine Lippen murmelten die Worte vor sich hin. „Schlafend im Dunkel des Meeresgrundes, gehoben durch dich zum Licht des Tages, neue Stätten der Menschheit bereitend! . . .“

Er schritt zur Hütte. — Das Flugschiff aus der Halle! Die Apparate hinein!

Von Norden her in schneller Fahrt ein Boot. Die Freunde!

Das Flugschiff sprang an, gehoben von der energetischen Gewalt des Strahlers. In sausendem Flug stieg es auf, die Bahn der Sonne überholend, verschwand in Mittagshöhe.

(Fortsetzung folgt.)

Feste und Bräuche des Landes.

Seit aus dem von Weideplatz zu Weideplatz ziehenden Nomaden ein seßhafter Bauer wurde, steht die Ernte im Mittelpunkt seines Denkens. Darauf weisen schon beim Einsäen verschiedene abergläubische Bräuche. Im Kreise Obornik wie auch in Masuren bindet mancher Bauer ein Stück Brot ins Sätuch, um dadurch eine gute Ernte zu erzielen. Ein andrer wieder will durch ein eingebundenes Geldstück dieselbe Wirkung hervorrufen. Der Russe und der Ruthene in Südpolen legen aus gleichen Gründen in die erste Pflugfurche ein Ei oder auch ein Stück Brot. Kommt gerade ein Bettler vorüber, so werden diesem Ei und Brot geschenkt. Wie sie schenken, so soll Gott ihnen schenken. —

Auf Pflügen und Säen, Hoffen und Harren folgt endlich die Ernte.

In brauner Faust
die Sense saust
durchs goldne Ährenfeld.
Die Sense klingt,
die Sense singt:
„Mein ist die ganze Welt!“

Ein Zittern geht,
ein Seufzer fleht,
schwer schwankt der Halm und fällt.
Die Sense klingt,
die Sense singt:
„Mein ist die ganze Welt!“

Der Tag verrinnt. —
Der Abend spinnt
die Schatten über 's Feld.
Aus Sternenhöh'n
klingt 's friedeschön:
„Mein ist die ganze Welt!“

Mit diesen Worten zeichnet Paul Remer ein Erntebild. — „Saure Wochen!“ . . . . Tagein, tagaus zieht der Mäher mit sehnigem Arm seine Sense durchs Ährenfeld. Tagein, tagaus bücken sich hinter den Mähern die Binderinnen, um das gemähte Schwad in Garben zu raffen. Tagein, tagaus klappert die Mähmaschine über das Feld . . . Gluthitze trocknet die Gaumen . . . „Die Sense aber singt, die Sense aber klingt!“ . . .

In manchen Gegenden — z. B. in Mecklenburg — werden die ersten Sensenhiebe unter dem Geläute der Kirchenglocken getan. Eine schöne Sitte. —

Weithin verbreitet ist in der Erntezeit der Brauch, den Gutsherrn, seine Angehörigen oder Bekannte zu „binden“. Ein paar Halme werden dem Betreffenden um den Arm geknüpft, oder eine Sense oder eine Garbe werden vor seine Füße gelegt. Der also „Gebundene“ muß sich dann durch ein Trinkgeld lösen.

So schwer auch die Erntezeit ist, so ist sie dennoch eine Festzeit. Das beweisen die mit Ähren geschmückten Mützen der Burschen; das beweisen die Kornblumen am Brustlatz der Mädel. Das beweist der Gesang, mit dem Burschen und Mädel abends vom Felde zurückkehren. Auf dem Hofe erwartet sie ein Schluck „Erntebier“ und ein Stück „Erntekuchen“, der „Roggenstuten“. So finden wir es im „Hannöverschen“. Freilich nicht an jedem Abend ist solch ein Schmausen. Vielleicht an einem Sonnabend oder wie im Braunschweigischen am Jakobstag, am 25. Juli. Es ist das „Jakelsstärkele“, das hier die Leute erfreut. So war es hier schon beim „alten“ Herrn und so hält es auch der

„junge". Der „Herr" wird durch das „Spendieren" nicht ärmer, aber die Leute um so froher. Und Freude ist eine große Triebkraft zur Arbeit.

Es wird so viel gesprochen und geschrieben, daß die Dorfburschen und Dorfmädchen nach der Stadt streben. Dieser Vorgang vom Lande wird durch Gewinn- und Vergnügungssucht zu erklären gesucht. Vielleicht sind es aber nur verödete Zustände, die die Dorfjugend in die Großstadt treiben. Auch im einfachsten Menschen lebt neben dem Hunger nach Brot noch ein anderer Hunger .... Felix Dahn sagt: „Ein Volk lebt nicht von dem Lorbeer seines Kriegsruhms, nicht vom Brot seiner Industrie und Landwirtschaft allein, sondern es hat auch ein Bedürfnis nach Schönem, nach Poesie. In alten Bräuchen steckt ein gut Stück schöner, lebendiger und auch gemeinverständlicher Volkspoesie. Diese Poesie ist eine leuchtende, aber auch erwärmende und reinigende Flamme. Und Erleuchtung, Erwärmung, Reinigung — wir können sie brauchen im deutschen Volke." —

Wir können sie aber in jedem Volke brauchen. — In selbstgeschaffenen Sitten und Bräuchen, die sich dem jeweiligen Volks-Kulturzustande stets aufs innigste anpaßten, fand ehemals der Volksgeist materielle und ideelle Befriedigung. Diese Sitten und Bräuche sind aber zum großen Teil verschwunden. Sohnrey urteilt darüber: „Kirche, Schule und Polizei übersahen über der schlecht gewordenen Schale den guten, gesunden Kern, und statt Sitte, Sage, Glaube und Brauch durch weise Lehren zu deuten und ins Reich der Volkspoesie zu ziehen, zerschlug der blinde Eifer unverständig das Unverständliche, unsinnig das Sinnige." —

So wurde zertrümmert, was dem Volke lieb und wert war, was ihm Frohsinn und Freude gab. Durch das Vernichten und Aufgeben heimatlicher Sitte und Art erlitt das Heimatgefühl eine Schädigung. Daher das Streben nach der Stadt, wo sich genügend Stätten finden, das Verlangen nach geistigen — ideellen — Genüssen zu befriedigen. Es fragt sich nur, ob der einfache junge Mann und das schlichte Dorfmädel in der Wahl dieser Orte wohl immer den richtigen Punkt treffen ....

Die Erntezeit — überhaupt die Feldarbeit — ist eine Trägerin alter Sitten und Bräuche. In all den Bräuchen offenbaren sich Feldlust und Dankbarkeit. Dankbarkeit gegen den Arbeitgeber und Dankbarkeit gegen Gott, den rechten Wetterherrn und Erntespender. — In der Lüneburger Heide bleibt die letzte Garbe — schön geputzt — auf dem Felde. Sie gehört noch heute der „Frau Gode", Wodans Gemahlin. In Ostpreußen wird die letzte Garbe bebändert und geputzt ins Gutshaus gebracht und gibt so den Auftakt zum fröhlichen Erntefest. — „Saure Wochen, frohe Feste!" ... Goethe, der große Menschenkenner, sagt dies Wort. Und welcher Brotherr wollte seiner Arbeiterschar, die in sauberer Kleidung vor ihm steht und ihm mit einem alten Spruch Erntekronen und Erntekranz überreicht, wohl das Recht zu einem frohen Fest absprechen! Aus dem Munde der ersten Binderin klingt es glückwünschend:

„Wir wünschen der Herrschaft einen goldenen Tisch,
auf jeder Ecke einen gebratenen Fisch,
in der Mitte eine Flasche Wein,
dabei soll die Herrschaft lustig sein!"

Es würde erkältend wirken, wollte die Herrschaft das vom Gesinde mit Freuden erwartete Erntefest durch bares Geldgeben ablösen. —

Nicht vergessen werden darf auch die soziale Bedeutung des Erntefestes. Es bringt Arbeitgeber und Arbeiter näher, weil sich an jenem Tage die Herrschaft mit den Leuten „vermengt" oder „gemein" macht. —

Die kirchliche Erntedankfestfeier blickt auf eine lange Geschichte zurück. Weitverbreitet ist der Brauch, den Altar mit Blumen, Ähren und Früchten zu schmücken. Im Nassauischen werden auf dem Altar sogar einige Ähren verbrannt. In der Schweiz zieht der Pfarrer mit der Gemeinde auf ein Feld. — All diese und andere Bräuche sprechen dafür, daß es schon in heidnischen Zeiten ein religiöses Erntedankfest gegeben haben muß. Als Reste solcher Feiern dürfen wir den Michaelis (29. September) und den Martinstag (11. November) unserer Vorfahren ansehen. —

Können wir nun auch all die alten, sinnigen und innigen Volksfeste nicht wieder einführen, so sollten wir es uns doch angelegen sein lassen, die wenigen, noch vorhandenen Feiern zu erhalten. Unter diesen nimmt gerade das Erntefest eine wichtige Bedeutung ein; denn es ist wie kein anderes Fest das" Fest des Landarbeiters und es vermag wie kein anderer Tag zwischen Herrn und Knecht ein Band zu knüpfen, das fester hält als alle Lohnkontrakte ....

Jede ehrliche, treue Arbeit hat ein Recht auf Anerkennung.

Jeder ehrliche, treue Arbeiter sehnt sich auch nach Anerkennung seiner Leistungen.

Jeder Arbeiter ist ein notwendiges Rädchen in der großen Lebensmaschinerie.

Je mehr der einzelne Mensch den eigentümlichen Wert erkennt, den jeder Stand für das Wohl des Großen-Ganzen hat, je mehr der Arbeiter erkennt, daß sein Brotherr auch ihm Wertschätzung entgegenbringt, um so mehr werden Arbeitsfreudigkeit, Gerechtigkeitssinn und soziale Liebe erwachen können. Margarete Nachtigal.

Das Telegramm.

Humoreske von Freiherrn von Schlicht †.

Anmerkung der Schriftleitung: Der am 4. Oktober aus dem Leben geschiedene bekannte Schriftsteller hat die nachstehende Humoreske kurz vor seinem Tode veröffentlicht:

Rechtsanwalt Doktor Degenhardt stand im Begriff, seinen kurzen Erholungsurlaub anzutreten, von dem ihm ohnehin schon dadurch ein Tag verloren gegangen war, daß er gestern im letzten Augenblick von seinem Büro in einer wichtigen Sache angeklingelt wurde, weshalb er sich trotz allen Widerspruchs seiner jungen Frau, mit der er seit fünf Jahren verheiratet war, entschlossen hatte, seine Abreise um vierundzwanzig Stunden zu verschieben. Heute wollte er aber wirklich fahren. Der Wagen stand schon vor der Tür, und voller Ungeduld wartete er nun in dem kleinen Vorgarten auf seine Frau, die ihn wenigstens zur Bahn bringen wollte, da sie trotz aller Bitten nicht zu bewegen gewesen war, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Sie hatte immer wieder betont, abgespannt und überarbeitet wie er es sei, wäre es für seine Erholung besser, wenn er einmal allein bliebe. Schließlich hatte er sich diesem Wunsche gefügt, obgleich es ihm nicht leicht wurde, denn zu Hause hatte er doch eigentlich so gut wie nichts von seiner Frau; vom Morgen bis zum späten Abend saß er in seinem Büro und auch wenn er endlich nach Hause kam, hatte er oft noch stundenlang zu arbeiten.

Aber wo seine Ilse nur blieb? Es wurde allmählich Zeit, zur Bahn zu fahren. Das Klingeln eines Rades ertönte, so daß er sich unwillkürlich umsah und nun einen Depeschenboten bemerkte. — „Sie wollen doch nicht etwa zu mir?" erkundigte er sich erschrocken, da er befürchtete, daß es sich um irgend eine Prozeßsache handele, die seine Abreise erneut verschieben könne. Aber gleich darauf beruhigte er sich wieder, denn alle geschäftlichen Telegramme wurden seinem Büro zugestellt. Es konnte also nur irgend eine private Mitteilung sein. So öffnete er denn das Telegramm und las: Eintreffe wie schon geschrieben vormittags 11.24. Bitte erneut, mich Bahnhof abholen. Rudi.

Wer war Rudi? Und wie kam dieser ihm gänzlich unbekannte Rudi dazu, ihm zu telegraphieren und dabei auf einen Brief Bezug zu nehmen, den er gar nicht erhalten hatte? Sollte die Depesche etwa für seine Ilse bestimmt sein? Aber die kannte doch auch keinen Rudi, wenigstens hatte sie ihm nie von einem solchen erzählt, ebenso hatte sie mit keiner Silbe erwähnt, daß sie heute einen Rudi erwarte.

Da wurde plötzlich ein Gedanke, nein ein Argwohn in ihm wach, den er selbst ganz ungeheuerlich fand, den er jedoch nicht wieder los wurde. Die Eifersucht war in ihm erwacht, und er glaubte, nun manches zu verstehen: die freudige Überraschung seiner Frau, als er ihr mitteilte, er habe sich entschlossen, Urlaub zu nehmen — ihre Weigerung, ihn auf seiner Reise zu begleiten — das, wie es ihm jetzt vorkam, übertriebene Bedauern, das sie gestern zeigte, als er seine Abreise verschieben mußte, sowie die oftmalige Frage, ob er heute nicht lieber schon mit dem Morgenzug um 8 Uhr fahren wolle, wenn er da auch nicht immer einen D-Zug benutzen könne. Für das alles fand er nun eine Erklärung, und die hieß Rudi. — Wer war dieser Rudi? Ein erneuter Blick in das Telegramm zeigte ihm, daß es in Stuttgart aufgegeben war. Wohnte dieser Rudi ständig dort, und wie kam er, der doch sicher Rudolf hieß, dazu, sich in einem Telegramm an seine Frau Rudi zu nennen? Wie kam der überhaupt dazu, ihr zu telegraphieren, und wie viele Briefe mußten außer dem in der Depesche erwähnten schon zwischen den beiden hin und her gegangen sein?!

Im Vorflur des Hauses hörte er die Stimme seiner Frau, die mit dem Mädchen sprach. Schnell verbarg er das Telegramm in der Tasche. Gleich darauf trat Frau Ilse in den Garten und nahm im Wagen neben ihm Platz. — „Wir haben noch reichlich Zeit, Ilse, sogar soviel, daß ich auf dem Bahnhof noch einen alten Korpsbruder begrüßen kann, von dem ich vorhin ein Telegramm erhielt, daß er auf der Durchreise unsere Stadt passieren und sich sehr freuen würde, mich zu sehen. Sein Zug kommt auf demselben Bahnsteig an, von dem der meine abfährt. Sein Zug kommt 11.24 Uhr, meiner geht erst 11.36 Uhr, da kann ich ihm also noch guten Tag sagen."

Er bemerkte ganz deutlich, wie seine Frau erschrak, als er die Zeit 11.24 Uhr nannte, und wie ein leises Zittern sie

befiel. Sie versuchte auch vergebens, ihrer Stimme einen festen, ruhigen Klang zu geben, als sie entgegnete: „Du hast mir doch erklärt, dein Zug ginge schon 11.16 Uhr, da kann er jetzt doch nicht plötzlich erst zwanzig Minuten später gehen.“

Er wußte natürlich selbst am besten, wie recht sie damit hatte; dennoch sagte er ganz gelassen: „Du hast mich falsch verstanden, Ilse. Ich betonte, daß der Zug nach dem alten Fahrplan 11.16 Uhr gegangen wäre, daß er aber nach dem neuen Kursbuch zwanzig Minuten später abgehen würde. Entsinnst du dich nicht?“

Nein, darauf konnte sich seine Ilse natürlich unmöglich besinnen, das sah er ihr auch deutlich an; gleichwohl stimmte sie ihm rasch bei: „Ja, ja, es scheint mir so — aber trotzdem, Harald, wird es nicht zu spät für dich werden, wenn du deinen Freund noch begrüßen willst? Der D-Zug, den du benutzen mußt, läuft doch immer schon vollbesetzt aus Berlin ein.“

„Na, so schlimm wird es nicht werden,“ beruhigte er sie, „nötigenfalls nehme ich mir Zuschlag zur zweiten Klasse.“.

Einen Augenblick herrschte zwischen ihnen Schweigen, und deutlich las er in ihren Zügen die Angst, daß der Rudi, den sie erwartete, gleich auf sie zueilen würde, bevor es ihr gelungen wäre, ihn so lange wieder fortzuschicken, bis Haralds Zug abgefahren sei.

Inzwischen hatte Harald einen neuen Einfall; er blickte in das verstörte Gesicht seiner Frau und fragte unverwandt: „Was ist dir nur, Ilse? Ich sehe erst jetzt, wie blaß du bist. Fühlst du dich nicht wohl, und willst du nachher lieber gleich wieder nach Hause fahren, anstatt mich bis zum Zuge zu begleiten?“

Frau Ilse haschte nach seiner Hand: „Ach ja, Harald, wenn du mir das erlaubtest — ich fühle mich heute gar nicht wohl — ich wagte nur nicht, es dir zu sagen, damit du es nicht etwa als Unfreundlichkeit auffassen könntest, wenn ich gebeten hätte, zu Hause bleiben zu dürfen. Aber wenn du nichts einzuwenden hast, daß ich nachher gleich zurückfahre — —“

„Aber natürlich, selbstverständlich, Ilse.“

Sobald sie den Bahnhof erreicht hatten, verabschiedete er sich dort von seiner Frau. Er selbst aber ging auf den Bahnsteig, um auf den Stuttgarter D-Zug zu warten und sich die aussteigenden Reisenden anzusehen. — —

Ein paar Stunden später betrat er wieder sein Haus, und Frau Ilse, die unterdessen ihren Besucher erwartet haben mochte, stieß unwillkürlich einen kleinen Schrei aus, als plötzlich ihr Mann vor ihr stand, der, noch bevor sie eine Frage an ihn hätte richten können, erklärte: „Denke dir nur, Ilse, ich habe in dem Gedränge meinen alten Korpsbruder gar nicht getroffen und dabei habe ich auf seinen Zug, der große Verspätung hatte, so lange gewartet, daß ich darüber meinen eigenen Zug verpaßte. Na, zuerst war ich wütend. Aber weißt du, wen ich dann plötzlich zu meiner Freude auf dem Bahnsteig entdeckte? Den jungen, hübschen Studenten, der sich uns im vorigen Jahr an der Ostsee anschloß, der so viel mit uns zusammen war und dir in so ritterlicher und beinahe noch kindlicher Weise den Hof machte. Na, unsere gegenseitige Überraschung kannst du dir vorstellen. Besonders er war zuerst ganz sprachlos; aber nicht nur das, er stand da, als hätte er mir gegenüber ein schlechtes Gewissen, ohne daß ich mir das zu erklären vermocht hätte, bis er mir dann dafür, als wir zusammen frühstückten, die Aufklärung gab.“

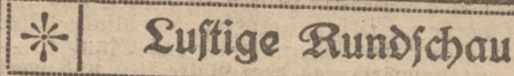
„Ihr habt zusammen gefrühstückt?“ kam es fast tonlos über Frau Ilses Lippen.

Harald lachte lustig auf: „Und ob, Ilse! Alles was gut und teuer war. Sogar Burgunder haben wir zusammen getrunken, und als das schwere Getränk deinem Verehrer die Zunge gelöst, da hat er es mir gestanden. Er war über die Begegnung mit mir zuerst so erschrocken, weil er gehofft hatte, eine junge, schöne Frau, die er darum gebeten, würde ihn an der Bahn abholen, und weil es ihm der Dame wegen natürlich sehr unangenehm gewesen wäre, wenn ich ihn mit der zusammen gesehen hätte. Ganz klug bin ich aus der etwas konfusen Geschichte nicht geworden; nur so viel habe ich begriffen, daß er die andere junge Frau ebenso rein und platonisch liebt und verehrt, wie dich und daß er nicht daran gedacht hat, mit ihr hier irgend ein Unrecht zu begehen, sondern daß er nur ein paar Tage in ihrer Gesellschaft weilen wollte, um sie einmal wiederzusehen. Na, ich habe ihn so gut getröstet, wie ich nur konnte, aber auch so ernst und, beinahe hätte ich gesagt, väterlich mit ihm gesprochen, daß er sich dafür beim Abschied immer wieder bei mir bedankte und mir gelobte, sich, wenn auch in unschuldiger Weise, nie wieder einer jungen, verheirateten Frau zu nähern und ihr auch nie wieder hinter dem Rücken ihres Mannes zu schreiben. Aber dabei klang seine Stimme so traurig, daß er mir beinahe leid tat.“

Voll atemloser Spannung hatte Frau Ilse ihrem Mann zugehört. Wußte er wirklich nicht, wer die junge Frau war, die der Student hier hatte besuchen wollen, oder war er nur so zart und feinfühlend, ihr das nicht zu sagen, weil er aus allem erfahren haben mußte, daß er keinerlei Grund hatte, irgendwie eifersüchtig zu sein, zumal sie selbst nie daran gedacht hatte, ihm untreu zu werden. Aber die Briefe des jungen Studenten, in denen er sie wie eine Heilige anschwärmte und verehrte, und die Briefe, die sie ihm selbst geschrieben, waren ihr in den vielen Stunden des Alleinseins eine Zerstreuung gewesen, und sie hatte diesen harmlosen Briefwechsel als ein unschuldiges Geheimnis betrachtet, dem sie nach ihrer Meinung die Poesie genommen hätte, wenn sie ihrem Manne auch nur etwas davon erwähnt haben würde.

Da erklang die Stimme ihres Gatten: „Und nun muß ich dir noch etwas Komisches erzählen, Ilse. Denke dir nur, wenn ich den jungen Menschen auch gleich auf den ersten Blick wieder erkannte, so konnte ich mich doch nicht auf seinen Namen besinnen, und ihn danach fragen mochte ich erst recht nicht. Aber sicher kannst du mir da helfen. Wie heißt er eigentlich?“

Wußte ihr Mann auch das wirklich nicht, oder wollte er sie durch diese Frage irgendwie auf die Probe stellen? Jedenfalls war sie es ihm, der in diesem Augenblick gegen sie die Güte selbst war, schuldig, ihm zu beweisen, daß diese kleine Episode ihres Lebens nun auch für sie allzeit der Vergangenheit angehörte; und deshalb sagte sie jetzt, ihm offen und frei in die Augen sehend: „Er heißt — aber nein,“ verbesserte sie gleich darauf mit absichtlich starker Betonung: „Er hieß Rudi.“




Lustige Rundschau

* **Schichten.** „Du hast keine Ahnung, Felix. Natürlich muß ich zwei Sorten Puder haben, — für den Abend, bei künstlicher Beleuchtung, brauche ich doch andern.“ — „Aha — eine Tages- und eine Nachtschicht.“ (Meggendorfer Blätter.)

*

* **Kunst.** Erste Schauspielerin: „Wenn der Direktor hier wäre, würde ich ihm schon die Zähne zeigen!“ — Zweite Schauspielerin: „Schicke sie ihm doch per Post!“



Rätsel-Ecke



Silbenkreuz-Rätsel.

1	2
3	4

1—2 benennt ein plumpes Tier,
2—3 ne' Stadt im Sachsenland,
3—4 führt gern der Frauen Hand,
Kein Lob bedeutet 1 und 4.

M. P.

*

Scherz-Rätsel.

ung ung ung
ung **N** ung
ung ung ung

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 187.

Spitzen-Rätsel:

```
F A L L E N D E B L A E T T E R
r a a i i a o i a o u s r r i a
a l c n f s m b l t s c a a d u
n   h d e s   e l   t h u u   p
z   s a l a         e e b m   e
      u   u         r   e
```

= Fallende Blätter.

*

Figuren-Rätsel:

S e E
O v i D
M a g d A
M e e R
E

= Sommer ade!

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.